



MISCH DICH EIN!

Sich einsetzen und engagieren, das will unser Autor schon länger.
Nur wo zuerst anpacken? Und wie viel bewirkt der Einzelne tatsächlich?
Eine Reise zu Menschen, die Zweifel überwunden und einen
Weg gefunden haben, etwas zu bewegen

TEXT Hilmar Pogatzsch FOTOS Frank Rothe

Bei der Sinnfrage, Nr. 3 auf dem Bewerbungsbogen der Freiwilligenagentur, komme ich ins Stutzen. „Warum möchten Sie sich engagieren?“ Meine Beraterin, eine schnell sprechende Frau mit langen weißen Haaren, hat mir eine dicke blaue Mappe auf den Tisch gelegt. Sie ist prall gefüllt mit sozialen Projekten und Initiativen, bei denen ich mich engagieren könnte, von der Aids-Hilfe bis zum Café in der Nachbarschaft, vom Kiezmanagement bis zum Volksentscheid. Es gibt die verschiedensten Möglichkeiten, 160 Angebote alleine in meinem Viertel. Dahinter die Stadt, das Land, die ganze Welt.

Seit Jahren treibt mich ein unbestimmtes Gefühl um. Viele kennen das: Ich arbeite, habe Zeit für Hobbys und Familie, reise viel – nur für andere, für die Gesellschaft gar, tue ich wenig bis gar nichts. Die Ahnung, dass es so nicht weitergehen kann, dröhnt dabei dumpf mit. Beim Frühstückskaffee, wenn die Zeitung mal wieder die zunehmende Spaltung der Gesellschaft thematisiert. Oder bei der überflüssigen Autofahrt, auf der ich im Radio höre, dass der Klimarat ein neues Wirtschaftssystem fordert. Mein Eindruck bestätigt sich leider immer wieder: Weder Politik noch Wirtschaft werden den Wandel auf den Weg bringen, den ich mir wünsche. Den viele sich wünschen.

Frage Nr. 3 wäre damit immerhin beantwortet. Ich muss aktiv werden, nur wie? Meine letzte Demo war 2003 gegen den Irakkrieg, mein letztes Ehrenamt, das als Handballtrainer, ungefähr 1991. Sollte ich die wenige Zeit, die mir neben Job und Familie bleibt, dafür verwenden, Biokartoffeln direkt vom Bauern zu holen? Oder lieber, um mit einer Stadtteilgruppe über Mieten zu diskutieren? Ist es sinnvoller, Flüchtlingen direkt zu helfen oder einer professionellen NGO Geld zu überweisen? Und: Funktioniert wahres Engagement auch nebenberuflich oder muss ich gleich mein ganzes Leben umkrempeln, wenn ich Wirkung erzielen möchte?

Statt zur Berliner Freiwilligenagentur hätte ich mit meinen Fragen auch zur Caritas gehen können, die an 60 Orten in Deutschland sogenannte Engagement-Berater hat. Auch die Aktion Mensch bietet eine Online-Datenbank mit „15 182 Möglichkeiten, sich zu engagieren“.

Die Schwierigkeit, sich zu entscheiden. Klaus Hurrelmann, Jugendforscher an der Berliner Hertie School of Governance, nennt sie ein „grundlegendes Problem der Multi-Options-Gesellschaft“. Hurrelmann beschäftigt sich seit Jahren mit dem Thema soziales Engagement. Er sagt, dass sich junge Menschen immer weniger zu Parteien oder großen Organisationen hingezogen fühlen, wie zum Beispiel Amnesty Inter-

national oder der Naturschutzorganisation WWF. Dadurch rücken schier unendliche Möglichkeiten in den Blick: von der Stadtteilinitiative bis zum Klick-Aktivismus im Netz. Die Zahl derer, die in Deutschland tatsächlich etwas tun, stagniert laut des Freiwilligen-survey der Bundesregierung trotzdem seit Jahren konstant bei 36 Prozent. „Die enorme Vielfalt der Möglichkeiten führt dazu, dass Entscheidungen aufgeschoben oder sogar unmöglich werden“, sagt Hurrelmann.

Eine denkbar schlichte Lösung für dieses Problem glaubt der britische Sozialforscher Rob Hopkins gefunden zu haben. Er hat gerade ein Buch veröffentlicht, das heißt: „Einfach. Jetzt. Machen!“ Hopkins ist Begründer der Transition-Bewegung, die für eine regionale Wirtschaft ohne fossile Brennstoffe kämpft, für autarke Regionen in einer globalen Welt. Um den Stein ins Rollen zu bringen schlägt Hopkins vor: sich zusammentun. Eine Initiativgruppe gründen. Oder einer beitreten. Denn niemand muss allein all die Fähigkeiten mitbringen, die es für den wirklich großen Wandel braucht.

Ich beschließe also, Leute kennenzulernen. Leute, die sich einbringen, auf ganz persönliche und unterschiedliche Art und Weise. Vielleicht lässt sich so auch ergründen, welche Form des Engagements mir am meisten liegt.

Die Umwelt-Aktivistin

In dem Moment, in dem Kora Rösler klar wird, dass der Wandel kommen muss, stinkt es nach Plastik. Sie sitzt an einem Besprechungstisch, auf dem die neue Merchandising-Tasche der Berlinale präsentiert wird. Die Berlinale ist das weltgrößte Publikumsfilmfestival, und Rösler arbeitet 2010 als Praktikantin dort. Die Tasche, die so furchtbar nach Plastik riecht, soll später tausendfach an das Publikum verkauft werden. Doch sie dünstet so viel Chemie aus, dass unter den Kollegen eine Diskussion aufkommt: Kann das noch gesund sein? Geschweige denn umweltverträglich?

Kora Rösler, heute 28, die gerne Bunt trägt und ein Nasenpiercing, war schon während ihres Tourismusmanagement-Studiums auf der Suche nach Möglichkeiten, „etwas Sinnvolleres zu tun, als sich mit der künstlich geschaffenen Nachfrage zu beschäftigen, die an der Uni gepredigt wurde“. Bei der Berlinale bekam sie dann eine erste Chance. Fieberhaft arbeitete sie sich in den Monaten nach der Präsentation in das Thema ein. Sammelte Ideen aus allen Abteilungen, wie man das Festival umweltfreundlicher gestalten könnte. Die Ergebnisse bewertet sie nach einem Ampel-System: Grün für „machbar“, Rot für „geht nicht“. Am Ende stehen viele Ampeln auf grün:



Kora Rösler, 28: „Wenn man viel arbeitet, hat man keine Zeit mehr für ein nachhaltiges Leben“

Das Festival wechselt den Stromanbieter, stellt die Buffets auf vegetarisch um – und lässt die neuen Berlinale-Taschen aus Stoff herstellen. „Dieser Erfolg hat auch in mir selbst viel bewegt“, sagt Rösler.

Noch während des Praktikums versucht sie, weniger zu reisen, seltener heiß zu duschen, mehr regionale Kost und weniger Fleisch zu kaufen. Überhaupt weniger einzukaufen und Kleider zu tauschen. Trotzdem ertappt sie sich hin und wieder bei H&M oder auf dem Sitzplatz eines Flugzeugs. „Mein ökologischer Footprint blieb beschissen“, sagt sie. „Ich sehe, dass meine Möglichkeiten begrenzt sind.“

Wenn Rösler von eigenen Erfolgen spricht, errötet sie, relativiert und stapelt tiefer, als sie es müsste. Der Anspruch, alles allumfassend richtig zu machen, ist für Viele ein Problem, vor dem sie kapitulieren – noch bevor sie angefangen haben, sich zu engagieren. Kora Rösler treibt diese Unzufriedenheit nicht in die Resignation, sondern weiter. Sie will „an größeren Schrauben drehen“.

Mit dem Tourismusabschluss in der Tasche beginnt sie als Projektmanagerin bei der Umweltorganisation Youthinkgreen. An manchen Tagen sitzt sie dort bis zu 14 Stunden. Rösler baut Jugendgruppen in 31 Ländern auf und organisiert Konferenzen wie den Internationalen Weltjugend-Nachhaltigkeitsgipfel. 160 Teilnehmer erarbeiten dort ein Manifest und überreichen es dem damaligen Bundesumweltminister Peter Altmaier. Bis zur UN-Klimakonferenz in Doha und zum Weltklimagipfel in Rio de Janeiro schafft Kora Rösler es, wo sie Altmaier auch persönlich trifft.

Und doch befriedigt sie das nicht. Wegen ihres Engagements ist vieles andere auf der Strecke geblieben. „Wenn man so viel arbeitet“, sagt Rösler, „hat man keine Zeit mehr für ein nachhaltiges Leben.“ Wie soll man da Gemüse anbauen? Oder auch nur selbst kochen? Sie schmeißt ihren Job hin und entscheidet sich, in dem Bereich zu handeln, der sie unmittelbar umgibt: der Konsum im Alltag. „Mit dem, was ich im Kleinen tue, habe ich möglicherweise direkten Einfluss auf den Markt – und kann inspirierend auf andere wirken.“

Ist Röslers Rückzug ein Resultat dessen, was Jugendforscher Hurrelmann mit der Überforderung angesichts all des möglichen Einsatzes beschrieb? Es gibt einfach sehr viele Fronten, an denen man kämpfen könnte. Kämpfen müsste. Oder sollte man besser im Kleinen anfangen, bei sich selbst?

„Die Verantwortung ist in den letzten Jahren sehr stark an den Endverbraucher delegiert worden“, sagt Martina Schäfer, Professorin und Leiterin des Zentrums für Technik und Gesellschaft der Technischen Universität in Berlin. Schäfer beschäftigt sich seit mehr als 15 Jahren mit den Themenfeldern Nachhaltig-

keit, Arbeit und Konsum. Sie glaubt nicht, dass der Konsument am mächtigsten Hebel sitzt: „Veränderung entsteht erst, wenn auch Politik und Arbeitgeber ihre Hausaufgaben erledigen.“ Sprich: klare Anreize schaffen für ein nachhaltigeres Leben.

Auch Ulf Schrader, ein Kollege Schäfers an der Berliner TU und zuständig für das Fachgebiet Nachhaltiger Konsum, ist nicht davon überzeugt, dass der Einzelne allein durch sein Einkaufsverhalten „eine Revolution anstoßen“ kann. Vielmehr müssten die Rahmenbedingungen verändert werden: „Denn das nicht nachhaltige Verhalten wird weiterhin subventioniert.“ Schraders zentrale Forderung ist daher eine politische: die Reform der Ökosteuer – nicht nur für Treibstoff, auch für Billigkleidung aus China oder Milch und Fleisch aus industrieller Tierhaltung. „Umweltschädliche Güter müssen teurer werden, nachhaltig produzierte günstiger.“

Und trotzdem kommt es auch auf den Einzelnen an. Auf die Tauscher, Recycler, Selbstanbauer und Bio-Käufer. Das sagen beide Wissenschaftler. Für Martina Schäfer kommen Engagement, Spaß und Wirkung in kleinen Initiativen wie Urban Gardening, Nachbarschaftsprojekten oder Tauschbörsen ideal zusammen. Es muss nicht immer der ganz große Wurf sein, „man kann auch im privaten Umfeld anstecken“, sagt sie. Und auch Ulf Schrader möchte dem nachhaltigen Konsum nicht die Wirkung absprechen: „Eine gewisse Konsum-Avantgarde ist wichtig, um die Unternehmen zum Nachdenken anzustoßen.“

Der Nachhaltigkeitsmanager

Die Macht eines Unternehmens in die richtige Richtung lenken, das versucht Cornelius Nohl. Von innen. Der 29-jährige Münchner trägt Hemd und Jackett zur Jeans und vertritt die Meinung, dass Wirtschaft Wohlstand bringe. Nach seinem Politikstudium geht der Münchner darum nicht zu einer NGO, sondern zu Telefónica, einem der größten global agierenden Telekommunikationsunternehmen, vielen bekannt durch die Mobilfunkmarke O2. Allein der deutsche Ableger der Firma macht einen Jahresumsatz von mehr als fünf Milliarden Euro.

Telefónica statt Amnesty? Das ist auch eine Frage der Wirkung. Beantwortet man sie ganz nüchtern, und das tut Markus Beckmann, Professor für Nachhaltigkeitsmanagement an der Universität Erlangen-Nürnberg, dann muss man sagen: „Bei einer Tätigkeit in einem klassischen Unternehmen, das große Hebelwirkung hat, können schon kleine Änderungen beträchtliche Wirkung zeigen.“ Ein Beispiel: Wenn ein Konzern wie Unilever seinen schwarzen Tee nur noch aus nachhaltigen Quellen bezieht, macht das



Cornelius Nohl, 29: „Wirtschaft bringt Wohlstand, mit dem man einen Sozialstaat bezahlen kann“

zwölf Prozent des weltweiten Handels aus. „Auch im profitorientierten Sektor kann man also ganz viel Übel ausschalten“, sagt Beckmann.

Als CSR-Manager arbeitet Cornelius Nohl bei Telefónica für das Programm „Think Big“. Zusammen mit der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung soll es junge Menschen dazu bringen, sich gesellschaftlich zu engagieren. Ob ein Kurzfilm über Mobbing, Konzerte gegen Rechts oder ein Aufruf zu Kleiderspenden für Flüchtlinge: Jugendliche können dort die verschiedensten Ideen einreichen und bekommen für die Umsetzung Beratung und Geld.

Seit dem Start vor vier Jahren hat das Programm 44 000 Jugendliche erreicht. „Das ist natürlich kein rein karitatives Engagement“, sagt Nohl. „Think Big“ soll auch das Vertrauen in seinen Arbeitgeber, das Unternehmen, stärken. „Aber ich kann mich in Vollzeit diesen Themen widmen – mit den nötigen finanziellen Ressourcen.“

Nohl kennt auch andere Bedingungen. Er weiß, wie Engagement ohne viel Geld im Hintergrund funktioniert. Als er 15 war, nahmen ihn Freunde zum Kinderschutzbund mit. Er wurde geschult, um andere Kinder am Sorgentelefon zu unterstützen. Neun Jahre lang arbeitete er unentgeltlich bei der „Nummer gegen Kummer“, neben der Schule, neben dem Studium, manchmal mehr als zehn Stunden pro Woche. Später gründete Cornelius Nohl mit Hilfe eines Stipendiums eine kleine Firma, die ein Jahr lang mittelständische Unternehmen in Sachen gesellschaftliche Verantwortung beriet. Trotzdem verlässt Nohl demnächst seinen finanzstarken Arbeitgeber Telefónica. „Ich möchte jetzt einen Schritt weiter gehen und meine eigenen Ideen losgelöst von einer großen Organisation umsetzen“, sagt er.

Dabei könnte am Ende mehr herauskommen als ein neuer Job. Nohl reizt neue Lebensmodelle. Er hat genug gespart, um sich zwei Jahre Auszeit nehmen zu können. Die möchte er nutzen, um durch Deutschland zu reisen, um Sozialunternehmer, Lebensgemeinschaften und Gemeinwohlökonomien kennenzulernen. Um herauszufinden, welches Engagement für sein Leben am besten passt.

Monatelang durchs Land reisen, das kann nicht jeder. Prüfen, was es bereits alles gibt, bevor man selbst etwas startet, ist dagegen ein Rat, den auch der Erlanger Professor Markus Beckmann seinen Studenten gibt. Existieren schon Organisationen, die motivierte Leute brauchen? „Es muss ja längst nicht jeder etwas Neues gründen.“

An seinem Lehrstuhl für Corporate Sustainability Management hat Beckmann beobachtet, dass die Motivation, ein Sozialunternehmen zu gründen, sich gewandelt hat: „Früher wurden solche Firmen sehr

häufig aus einer persönlichen oder beruflichen Betroffenheit heraus gegründet. Heute sehe ich dagegen viele Studenten, die so motiviert sind, Gutes zu tun, dass sie unbedingt selbst etwas gründen wollen – und sich das passende Problem dazu regelrecht suchen.“ Der Zielgruppe werden die Gründer damit allerdings nicht immer gerecht. Auch seine eigenen Kompetenzen überschätzt so mancher im Eifer des Gefechts. Dagegen hilft nur: ehrlich mit sich selbst zu sein. „Vielleicht kann ich nicht die Welt retten“, so Beckmann. „Aber ich bin ein guter Buchhalter.“

Zur Ehrlichkeit gehört auch: Sozialunternehmen können nur Gutes bewirken, wenn sie unternehmerisch erfolgreich sind. Christina Weber, Professorin aus Hannover, die das Institut für Unternehmensführung und Organisation der Leibniz Universität leitet, erforscht seit Jahren die Wirkung von Sozialunternehmen. „Ich bin Gründern begegnet, die selbst zur Zielgruppe geworden sind – und dann von Hartz IV lebten“, sagt sie. Nur in bestimmten Lebensphasen könne man das Risiko eingehen: „Wenn man ungebunden ist und niedrige Fixkosten hat, dann sage ich: Macht es doch einfach!“

Am liebsten, das merkt man der ehemaligen Investmentmanagerin an, würde sie selbst etwas gründen. Ihre Lebensphase ist dafür momentan allerdings eher ungeeignet. Weber hat sechs Kinder. Was Sinn ergibt, welchen Beitrag man leisten kann – auch sie sagt, dass diese Fragen nur jeder für sich beantworten kann. Und realistisch beantworten muss.

Die humanitäre Helferin

Aber was ist realistisch? Für jeden etwas anderes. Vanessa Wendel, 26 Jahre, heisere Stimme, Kurzhaarfrisur, die derzeit in einer Weinbar kellnert, hat eine Art Mini-NGO gegründet. Weil ihr ein Thema plötzlich ganz nahe rückte und sie nicht anders konnte, als etwas zu tun. Wendel hat in Leipzig Arabistik studiert. 2009 machte sie Sprachferien in Damaskus, der Hauptstadt Syriens. Sie fand Freunde dort, Menschen, die politisch aktiv gegen das Assad-Regime kämpften. Als der Bürgerkrieg ausbrach, blieb Wendel ihnen via Skype verbunden. Und nahm Flüchtlinge und Exilanten bei sich in Deutschland auf.

Dann wurde einer ihrer Freunde, ein Journalist, in Syrien vor laufender Kamera erschossen. „Ab diesem Moment musste ich einfach etwas tun“, sagt Wendel. „Ich wäre sonst verrückt geworden.“ Sie wählte eine typisch deutsche Lösung und gründete einen Verein. Der Action Syria e.V. ist zunächst politisch, will aufklären und aufrütteln, sammelt aber auch Spenden. „Wir haben mehr als 30 Stunden pro Monat investiert. Aber das Geld zu sammeln war unglaublich schwer“,



sagt Wendel und tauscht ihre Cola Zero gegen Kaffee und Zigaretten.

Immerhin trafen nach und nach immer mehr Sachspenden ein. Bald kam Wendel gemeinsam mit deutschen Freunden auf die Idee, die Mäntel und Decken, die Krücken und das OP-Besteck selbst nach Syrien zu fahren. Und dazu noch einen Lkw und einen Pkw. Für 3000 Euro kauften Vanessa Wendel und ihre Freundin Claudia Ruff einen alten, aber funktionsfähigen Krankenwagen, kümmerten sich um TÜV und Zolldokumente und erkundigten sich bei anderen Vereinen, wie man am besten über die Grenzen kommt. „Im Prinzip alles kein Problem, wenn man die Telefonnummern der richtigen Leute hat“, sagt Wendel und lacht: „Und dann sind wir einfach los.“

„Der Trend geht weg von den großen Nichtregierungsorganisationen, hin zu kleinen Initiativen und direkter Teilhabe“, sagt Jugendforscher Klaus Hurrelmann. „Die großen NGOs werden zunehmend wie unpersönliche Konzerne wahrgenommen“, erklärt auch Wolfgang Meyer, der sich am Centrum für Evaluation an der Universität des Saarlandes intensiv mit der Wirkungsbilanz von NGOs beschäftigt hat.

Vanessa Wendel sagt im Prinzip das Gleiche, nur mit ein wenig drastischeren Worten: „Bei den großen NGOs kriege ich echt Pickel.“ Das liegt daran, dass sie direkte Resultate sehen will. Auch wenn dazu

An der syrischen Grenze erreichte sie ihre Kontakteleute nicht. Der Krieg war plötzlich ganz nah, sie hörte Explosionen

gehört, dass ihre Hilfsaktion beinahe schief gegangen wäre. Vier Tage lang hing ihr Konvoi an der türkischen Grenze fest. An der syrischen Grenze erreichte sie ihre Kontakteleute nicht. Der Krieg war plötzlich ganz nah, Wendel hörte ferne Explosionen, sah Verwundete. Irgendwann durften der Krankenwagen und der Lkw doch ins Land, nur der Pkw musste draußen bleiben. Syrische Helfer verteilten die Güter an Ärzte und Flüchtlingslager. Dass ihre Hilfsgüter dort ankamen, hat Wendel auf Fotos gesehen.

„Die Aktion war heftig, aber sie hat mir einen weiteren Schub gegeben“, sagt sie. Heute will sie nicht mehr zum Widerstand gegen Assad motivieren, sondern sich aufs Humanitäre konzentrieren. Von außen ist in diesem Bereich besser zu überblicken, was richtig und was falsch ist. „Wir arbeiten schon am nächs-

ten Transport. Es kann ja nur leichter werden.“

Wendels Einsatz imponiert. Und dennoch: Hätte sie nicht mehr bewirkt, wenn sie sich in einer großen NGO engagierte? „Wenn man Investition und Wirkung betrachtet, bedeuten Einzelaktionen normalerweise viel zu viel Aufwand“, sagt Evaluationsforscher Meyer. „Das macht man besser über eine starke Einrichtung wie das Rote Kreuz, die vielleicht sogar Militärschutz hat.“ Doch in seiner Antwort schwingt auch ein leises Aber mit. „Natürlich kann es auch einfach mehr Freude machen, in einer kleinen, persönlichen Organisation mitzuarbeiten, als bei Greenpeace Volunteer zu werden.“

Der Stadtgestalter

Vermutlich sieht das auch der Stadtsoziologe Florian Schmidt so. Ein Mann, der Politik macht, ohne in einer Partei zu sein. Mit Cordhose, Bart und halblangem Haar empfängt er in einem Altbau am Potsdamer Platz. Schmidt schafft es, den Charme des Altlinken mit dem Schwarzen-Hemd-Look eines Architekten zu verbinden. Der 38-Jährige hat in Berlin eine Initiative koordiniert, die den Anstoß gab, öffentliches Bauland nahe des Jüdischen Museums kulturell zu erschließen – anstatt es meistbietend an Investoren zu verkaufen. So entstehen am südlichen Ende der Friedrichstraße nun keine Luxus-Lofts, sondern Projekträume und Ateliers, kleinteilige Läden, ein integratives Wohnprojekt und das Bürgerbeteiligungsbüro Bauhütte. Im Berliner Abgeordnetenhaus koordiniert Schmidt zudem einen Runden Tisch, an dem regelmäßig über die Verwendung landeseigener Flächen und Immobilien diskutiert wird.

Seit Neuestem kümmert er sich auch noch als Atelierbeauftragter im Berufsverband Bildender Künstler Berlin um das 1,4 Millionen Euro schwere Senatsprogramm für subventionierte Künstlerateliers. Schmidt sucht, rettet, entwickelt und vergibt Standorte für Berlins Kreative.

„Nach sieben Jahren Projektarbeit ist das jetzt ein fester 30-Stunden-Job“, sagt Florian Schmidt und serviert Wasser aus Einwegbechern. „Und den habe ich auch nur bekommen, weil ich die politischen Abläufe kenne und meine Projekte Wirkung gezeigt haben.“ Eines von ihnen heißt treffend „Stadtneudenken“, ein anderes ist die Agentur Urbanitas Berlin – Barcelona, die er gemeinsam mit seiner Frau Maria Muñoz Duyos gegründet hat. Ihr Ziel: „lokale Entwicklung, Kulturproduktion und Netzwerkarbeit in städtischen Kontexten“.

Gerade erst haben die beiden die Bewohner eines Stadtviertels beraten, wie man einen Großinvestor umstimmt. Mithilfe eines Beteiligungsverfahrens ha-

„Es gab einen Dominoeffekt“

Vegan, plastikfrei, nachhaltig: Drehbuchautorin Sarah Schill hat ihr Leben komplett umgestellt – und andere inspiriert. Nach zwei Jahren Selbstversuch ist sie reif für den nächsten Schritt: mehr Engagement in Politik und Wirtschaft

INTERVIEW Hilmar Poganatz

Frau Schill, waren Sie früher wirklich ein Umweltschwein der übelsten Sorte?

So habe ich mich beschrieben, ja. Ich habe zwar immer den Müll getrennt, kaufte viel Bio und hatte weder Auto noch Smartphone – aber als ich meinen ökologischen Fußabdruck berechnete, war ich schockiert: Wollten alle mein Leben führen, bräuchten wir 2,96 Erden!

Und wie viele Erden brauchen Sie jetzt, nachdem Sie Ihr Leben umgestellt haben?

Ich ernähre mich fast nur noch regional und saisonal, fliege kaum noch, habe keine High-End-Geräte, bin zu 98 Prozent vegan, trinke nicht mehr aus Plastikflaschen und werfe guerillamäßig Blumensamen auf Beete und Wiesen. Trotzdem nimmt mein Footprint noch immer fast zwei Erdkugeln ein.

Warum gelingt es Ihnen denn nicht, nur einen kleinen Fußabdruck zu hinterlassen?

Ein Problem ist das Mietshaus, in dem wir wohnen. Es ist nicht besonders gut isoliert. Natürlich könnten wir umziehen. Aber hier sehe ich auch eine Verantwortung beim Eigentümer und beim Gesetzgeber. Man kann dem Einzelnen nicht alles abverlangen, das wäre unrealistisch. Das größte Problem ist aber mein Reiseverhalten. Ich versuche zwar, so wenig wie möglich zu fliegen, aber vor kurzem bin ich zum Beispiel für eine Dokumentation durch ganz Europa gereist. Das macht natürlich alles kaputt.

Das heißt, Ihr Projekt ist gescheitert?

So würde ich das nicht sagen. Von außen gesehen mögen manche meiner Erkenntnisse minimale Schritte gewesen sein. Für

mich hat sich dabei aber Grundlegendes verändert. Manches liegt aber tatsächlich nicht in meiner Hand, sondern hat mit der Realität zu tun, in der wir leben. Für mich zählt das Wachsein, so wie im Film „Die



SARAH SCHILL, 36

hat Filmproduktion studiert und arbeitet heute als Drehbuchautorin für Film und Fernsehen sowie als Lektorin und Fernsehjournalistin. Sie lebt mit ihrer Familie in Berlin und München.

Matrix“: Nimmst du die blaue Pille, glaubst du, was immer du glauben möchtest. Nimmst du die rote, erkennst du, wie die Welt wirklich ist.

Die Konsum-Umstellung hat also vor allem Ihnen selbst etwas gebracht? Ganz im Gegenteil. Ich bin mir sicher, dass ich sehr viele Leute beeinflusst habe, die wiederum andere Leute beeinflusst haben. Das gab einen richtigen Dominoeffekt.

Insofern: Ziel erreicht? Ein Zwischenziel vielleicht. Mir ist aber inzwischen klar geworden, dass mir ethischer Konsum allein auf die Dauer nicht ausreicht. Ein nächster Schritt ist notwendig: mich politisch zu engagieren.

Wie wollen Sie sich denn politisch einbringen?

Ich knüpfe zurzeit Kontakte zu ein paar Parteien. Dabei schaue ich etwa, welchen Einfluss die ÖDP überhaupt hat und ob mir die Grünen noch grün genug sind. Ich muss mir meine Zeit dabei aber gut einteilen. Mit Job und Kind muss ich sehen, was an Engagement möglich ist.

In Ihrem Buch schildern Sie auch Möglichkeiten, sich beruflich für Nachhaltigkeit einzusetzen.

Ja, Bekannte von mir beraten Unternehmen darin, ein wenig ökologischer zu wirtschaften. So etwas fasziniert mich. Auch das Münchener Kartoffelkombinat, eine regionale Produktionsgemeinschaft für saisonales Bio-Gemüse, Brot und Honig. Kleine Projekte von ein oder zwei Leuten, die aber später eine große Sogwirkung entfalten.

Geht denn der Selbstversuch trotz Ihrer neuen Ambitionen weiter? Wollen Sie da noch mal an den Stellschrauben drehen?

Der Selbstversuch ist schon lange kein Versuch mehr, sondern in meine Lebensrealität übergegangen. Trotzdem: Das Ganze muss alltagstauglich bleiben. Ich kann mich nicht drei Wochen lang ausschließlich der Suche nach einem Wurmkomposter widmen, wie das beispielsweise der englische Journalist Leo Hickman gemacht hat. Der wurde dafür nämlich bezahlt. Und außerdem: Es gibt Grenzen.



ANSTÄNDIG LEBEN

Sarah Schill,
Südwest-Verlag,
14,99 €

ben Schmidt und seine Frau gemeinsam mit den Bürgern erreicht, dass nun in einem alten Güterbahnhof kein Möbelmarkt entsteht, sondern Wohnraum.

„Ich bin schon von Haus aus politisch“, sagt der Sohn kommunistischer Aktivisten. „Mir war immer klar: Veränderung entsteht durch die Umsetzung neuer Methoden und Projekte. Gegen alle Widerstände.“ So kann man den gesellschaftlichen Mainstream und die Gesetzgebung beeinflussen, da ist sich Schmidt sicher. Nach seinem Soziologiestudium sieht er sich bei verschiedenen Parteien um. Er landet auf keiner Mitgliedsliste – aber stößt konkrete Projekte an. Zum Beispiel den Arbeitskreis „Nachhaltige Stadtentwicklung“ der Böll-Stiftung. Sein Ziel: Urbane Freiräume erhalten, auch gegen den Druck des Marktes.

„Junge Leute engagieren sich heute weniger für Parteien, sondern mehr für bestimmte Themenfelder“, beobachtet die Soziologin Martina Gille. Am Deutschen Jugend-Institut (DJI) in München führt sie das Kompetenzteam Jugend, das über das gesellschaftliche Engagement junger Erwachsener forscht. „Schüler und Studenten sind heute zeitlich viel stärker durch Schule und Universität gebunden. Und sie sind wesentlich mobiler als früher. Für ein langfristiges Engagement am selben Ort bleibt immer weniger Zeit“, sagt Gille. Politische Teilhabe konzentriert sich daher zunehmend aufs Internet, das eigene Konsumverhalten und kleinere Initiativen.

Florian Schmidt haben die kleinen Projekte bis an seinen Runden Tisch im Abgeordnetenhaus geführt. Alle paar Monate bittet er dort zum Gespräch über den Umgang mit landeseigenen Immobilien, zu dem er Vertreter der Berliner Zivilgesellschaft und aller Parteien lädt. „Das ist kein offizielles Gremium, hat aber starken Symbolcharakter in der öffentlichen Debatte“, sagt Schmidt.

So habe der Runde Tisch unter anderem dazu beigetragen, dass der Senat beim Verkauf landeseigener Immobilien nicht nur aufs Geld schaut, sondern auch aufs passende Konzept der Bieter. Seine Erfolge sind der Lohn langjähriger Investitionen, die Schmidt heute als „teilweise grenzwertig“ beurteilt. Er meint seine Mühen, im-

mer irgendwie Geld zu besorgen für neue Projekte, von der EU, vom Bezirk, oder auch von Partnern wie dem industriefinanzierten „BMW Guggenheim Lab“. Oder, wie Schmidt es mit einem breiten Lächeln ausdrückt, „die Flexibilität, auch mal mit dem Teufel zu tanzen“.

Los geht's

Zurück am Beratungstisch der Freiwilligenagentur, muss ich mich entscheiden. Was bleibt hängen von der Suche nach dem richtigen Engagement? Lasse ich mich einschüchtern von Performern wie Florian Schmidt, Vanessa Wendel, Cornelius Nohl und Kora Rösler? Oder nehme ich ihren Ratschlag an, einfach anzufangen, und wenn es nur im Kleinen ist? So wie der Gang hierher?

Ich schaue also auf die Vorschläge auf der Liste der Freiwilligenagentur. Ich hatte meiner Betreuerin erzählt, dass ich ab und zu als Dozent arbeite. Also bietet sie mir ein Mentorenprojekt an: Ich solle einen Lehrling betreuen, der seine Ausbildung abgebrochen hat. Sie fragt mich, ob ich dafür genug handfeste Lebenspraxis hätte. Das macht mich unsicher. „Was wollen sie denn dann machen?“, will sie wissen. „Mit Kindern basteln und vorlesen, das will ja jeder.“ Also reden wir über Seniorenarbeit. Ich habe keine Eltern in Berlin, erst recht keine Großeltern. Und mich interessieren Biografien. Die Beraterin von der Freiwilligenagentur hat dazu gleich einen ganzen Fächer von Prospekten und Projekten in der Hand. Am Ende gehe

„Studenten sind wesentlich mobiler als früher. Für ein langfristiges Engagement bleibt immer weniger Zeit“

ich mit einigem Material nach Hause. Der Besuchsdienst „Freunde alter Menschen“ ist darunter, ebenso eine Unterstützung für Demenzzranke und ein Biografiekreis, der einen studierten Historiker sucht. Mir brummt der Kopf. So wenig Zeit, so viele Möglichkeiten. „Multioptionsgesellschaft“ hatte Hurrelmann mein Problem genannt. Er hat recht. Aber nach den Treffen mit den vier Aktivisten habe ich vor allem eines gesehen: Die größte Motivation ist, selbst mitgestalten zu können. Irgendwie starten, den Stein ins Rollen bringen. Vielleicht reicht dem Biografiekreis ja auch ein studierter Politologe. Ich werde mal hingehen und fragen. /



Florian Schmidt, 38 „Ich bin schon von Haus aus politisch“

BÜCHER

Vom Taksimplatz nach Island. Begegnungen auf dem Weg ins Anthropozän lautet der Untertitel. Der Schauspieler und der Ex-Greenpeace-Chef reisen durch Europa und plädieren für mehr Demokratie.



ZEIT, SICH
EINZUMISCHEN
Walter Sittler,
Gerd Leipold;
sagas, 19,99 €

Die „Transition Bewegung“ steht für Regionalität und Ressourcensparen. Ihr Begründer gibt in diesem Buch Tipps, wie man sich für eine nachhaltigere Welt engagieren und dabei auch andere mobilisieren kann.



EINFACH. JETZT.
MACHEN.
Rob Hopkins;
Oekom Verlag, 12,95 €

Kann korrekter Konsum die Welt retten? Dohmens Buch geht dieser Frage auf den Grund und zeigt: Moralischer Konsum ist ein erster Schritt zu einer nachhaltigen Wirtschaft – mehr jedoch leider nicht.



OTTO MORAL-
VERBRAUCHER
Von Sinn und Unsinn
engagierten Konsumie-
rens. Caspar Dohmen;
Orell Füssli, 18,95 €